Pusselchen.

Novellette von Josephine Siebe.

Die Vandermeelens gehörten unstreitig zu den ältesten und vornehmsten Familien der kleinen, von einstiger Macht träumenden Stadt. Der Reichthum des alten Patriziergeschlechts war freilich bedenklich geschwunden, aber der Stolz war geblieben. Lange Jahre hatte es nur immer einen Sohn in der Familie gegeben, aber der Rathsherr Tobias Vandermeelen hatte gemeint: das sei zu wenig, und hatte vier Söhne und zwei Töchter hinterlassen. Söhne und Töchter hatten, wie sich das schickt, geheirathet und waren hübsch in der Heimath geblieben, nur der jüngste, aus einer zweiten Ehe stammende Sohn war in die Fremde gegangen, und selten war eine Nachricht von ihm zu den Seinen gelangt.

Dieser ferne Sohn und Ludwig Vandermeelens, des zweiten Bruders Heirath, das waren lange Zeit hindurch die Familienschatten. Dieser Ludwig Vandermeelen hatte — besonders Frau Luise von Nolten, geborene Vandermeelen, stöhnte allemal herzbrechend, wenn sie daran dachte—eine Kantorstochter geheirathet; als Student hatte er sich verlobt und dann wirklich diese Gustel Müller zu seiner Frau — erhoben, sagten die Geschwister. Zur Zeit lebte Ludwig Vandermeelen als Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt, und die Kantorstochter hatte ihm nur ein einziges Töchterchen geschenkt; das hatte von seiner Mutter eine Neigung zur Kleinheit und Fülle geerbt und wurde in der Familie nur das „Pusselchen" genannt.

Die Vandermeelens waren ihrer Schönheit wegen berühmt, und Pusselchens Basen und Vettern waren alle groß, schlank, und einige der Basen galten als die schönsten Mädchen der Stadt. Pusselchen wurde ob ihrer Kleinheit und Fülle viel geneckt, und in der Zeit, als aus dem Backfischchen eine junge Dame werden wollte, überraschten Irene und Gisela die Cousine einmal, als diese in ihrem Zimmer auf den Fußspitzen stand, die Arme kerzengerade hochhaltend, während ihr helle Schweißtropfen über das glühende Gesichtchen rannen. „Pusselchen, was thust Du denn?" fragte Irene.

„Ich will wachsen", murmelte Pusselchen kleinlaut. Dem Pusselchen kostete der Versuch, ein wenig die schlanke Höhe der Cousinen zu erreichen, viele heiße Thränen, denn sie wurde endlos damit geneckt.

Die Vandermeelens hatten alle Sinn und Neigung für die Kunst: Irene sang, Klothilde malte, Gisela dichtete und Vetter Erich spielte Geige.

Nur Pusselchen konnte nichts. „Woher soll sie auch den Sinn für das Höhere haben — bei der Mutter?" sagte Marie von Holten, geborene Vandermeelen.

Cousine Irene war die erste aus dem Mädchenkranz, die sich verlobte und von einem jungen Gutsbesitzer den Verlobungsring an den feinen Goldfinger stecken ließ. Just in diesen Tagen der allgemeinen Familienfreude kehrte der jüngste Bruder Gerald in seine Heimath zurück. Er kam, an den Verhältnissen der kleinen Stadt gemessen, als reicher Mann heim, und da die Vandermeelens alle nur recht mäßig begütert waren, flammte die Liebe für den noch jugendlichen Onkel in allen Bruder-, Schwestern-, Neffen- und Nichtenherzen hell auf. Irene machte mit ihrem Bräutigam Pläne, wie sie später das bescheidene Gutshaus umbauen wollten: Klothilde dachte an eine Studienreise nach Paris; Erich meinte, ein größerer, monatlicher Zuschuß könnte nichts schaden; kurz, jeder ersann und träumte etwas und — dachte an den Onkel.

Nur Pusselchen erhoffte nichts von dem Onkel, der sie übrigens herzlich wenig beachtete; trotzdem war es ihr immer eine tiefe, stille Freude, wenn sie ihn sah. Er hatte auch die hohe Gestalt der Vandermeelens und das feine, schmale Gesicht, aber er besaß auch die künstlerischen Neigungen seiner Familie — er dichtete. Und leider gehörte er ebenfalls zu den Dichtern, die am liebsten ihre eigenen Dichtungen vorlesen, und natürlich las er sie zumeist im Familienkreise vor. Onkel Geralds Gedichte wurden sehr bewundert; Horst, der Referendar, der noch von seiner Studienzeit her Schulden hatte, fand Goethes Anmuth in den Versen; Irene lispelte „Heine" und drückte Hans Joachims Hand, und Klothilde sagte: „Ich muß an Liliencron denken", und sah sich schon im Zuge nach Paris sitzen.

Pusselchen sagte nie etwas; still hörte sie zu und wunderte sich, daß ein so kluger, welterfahrener Mann so alberne Verse dichten konnte — und — was das Schlimmste war, sie auch noch vorlas.

Wieder einmal war die Jugend der Familie bei Onkel Gerald versammelt, der einen schönen, alten Herrensitz nahe an der Stadt erworben und sich das Gutshaus mit feinem Geschmack eingerichtet hatte. Gerald Vandermeelen war an diesem Tage ziemlich einsilbig und zerstreut, und beinahe verlegen holte er, als seine Gäste sich zum Aufbruch rüsteten, eine Anzahl Bücher hervor. „Mir ist ein unangenehmer Auftrag geworden", begann er. „Ein Bekannter von mir, hm, dem ich, hm, etwas verpflichtet bin, hat mir einen Band Novellen von sich mit der Bitte zugesandt, ihm ein freimüthiges Urtheil darüber zu schreiben."

„Wie interessant!" rief Anna-Dorothee, die jüngste im Kreise. „Ist der Verfasser jung und hübsch?"

„Jung? Nein, mein Kind!" Onkel Gerald lächelte gezwungen. „Hm, er mag so in meinem Alter sein. Ihm liegt aber sehr viel an einem offenen Urtheil. Doch erscheint mir in diesem Falle die Aufgabe etwas schwierig; ich habe daher einige Exemplare von dem Buch besorgt. Nicht wahr, Ihr thut mir den Gefallen, lest es und schreibt mir Euer Urtheil auf? Und nächsten Dienstag bringt Ihr Eure — Kritik mit!"

„Der gute Onkel!" sagte Erich auf dem Heimwege mitleidig.

Klothilde lachte: „Er ist rührend — naiv!"

„Er glaubt wirklich, wir hätten nichts gemerkt!" spöttelte Horst, „und dabei wurde er so verlegen, wie — es selbst Anne-Dorothee niemals wird."

„Pfui, Du Abscheulicher!" schmollte diese und warf dem Vetter einen ihrer strahlenden Blicke zu.

Ein wenig abseits von den anderen ging Pusselchen verträumt der Stadt zu. Ein lauer Sommerwind sang in den Wipfeln der Bäume, und seltsam zart und schön klang ihr sein Lied. So frei und selig war ihr zu Muthe, als hätte sich die enge Welt ihrer Heimath plötzlich in unendliche blühende Welten verwandelt. Sie wußte nicht, von wannen ihr die stille Seligkeit kam; aber als sie gluthrothen Mohn, der am Wege stand, zum Strauß pflückte, dachte sie an Gerald Vandermeelen. „Ich muß wohl immer an ihn denken", sagte sie zu sich, „weil er ein guter Mensch ist."

Der Dienstag kam, und wieder versammelten sich die Vettern und Basen in des Onkels schönem Heim, der ein wenig steifer als sonst seine Gäste empfing. Fein säuberlich niedergeschrieben hatten sie alle ihre Kritiken mitgebracht, und Erich fiel das Amt zu, sie vorzulesen. Sie waren alle sehr gut. Uebereinstimmend wurde das Werk gelobt, einer rühmte den blendenden Stil, der andere den kunstvollen Aufbau der Handlung, und je länger Erich las, je finsterer wurde Gerald Vandermeelens Gesicht.

Voll wachsender Unruhe sahen es alle, auch Pusselchen sah es, und während der Vetter las, erkannte sie, was ihr bisher verborgen geblieben war — der Onkel hatte das Buch selbst geschrieben. Und mit feinem Verstehen fühlte sie, daß die schönen Phrasen den gütigen Mann verletzten, und sie litt im Herzen mit ihm.

„Jetzt kommt Pusselchens Urtheil!" rief Erich, der allein des Onkels finsteres Gesicht nicht bemerkt hatte, und mit verhaltenem Lachen las er es. Das Urtheil war sehr kurz und klar und gipfelte darin, der Verfasser habe zwar nicht viel Talent, aber viel Gemüth und Herzenswärme. Uebertriebenes Lob gab es wahrlich nicht in der Kritik.

Ernst und forschend ruhten Gerald Vandermeelens Augen auf seiner bis dahin so wenig beachteten Nichte. Frei und offen erwiderte das Pusselchen des Onkels Blick. „Ich sagte die Wahrheit", las jener in ihren Augen.

Als Erich geendet hatte, schaute er verwirrt um sich, weil niemand in sein Lachen einstimmte. Der Onkel aber stand auf und ging zu Pusselchen hin: „Du ehrliches, liebes Kind, Du!" sagte er und schloß sie in seine Arme. Und als er sein Onkelrecht gebrauchen und einen Kuß auf den rothen Mädchenmund drücken wollte da erbebte die junge Gestalt in seinen Armen, wie ein Bäumchen im Gewittersturm. Ein so tiefes, seliges Leuchten lag in den klaren, braunen Augen, daß sich dem Manne, die reine, hingebende Liebe des jungen Geschöpfes offenbarte.

Zum erstenmal in ihrem Leben nahm Pusselchen einen Ehrenplatz im Familienkreise ein, sie saß an des Onkels Seite und ihre Befangenheit verschwand rasch, sie war nicht mehr steif und unsicher wie sonst, wenn sie mit ihren schönen Cousinen beisammen war, sondern frisch und anmuthig. Ihr rother Mund verstand so hell zu lachen und so klug zu plaudern, daß Gerald Vandermeelen seufzend an den großen Altersunterschied dachte.

Seit dem Tage aber sah er immer tiefer in Pusselchens Augen, und ihm war es dabei, als würde er immer jünger. Und wie es so geht, zuletzt fand er den Unterschied gar nicht mehr so groß, und immer lieber erinnerte er sich daran, daß er ja nur der Stiefonkel war. Sein Vertrauen auf Pusselchens Klugheit war übrigens so groß, daß er es ihr zuletzt überließ, auch über diesen Altersunterschied ein Urtheil zu fällen, und dies war in seinen Augen dann ebenso richtig wie das Urtheil über sein Buch. Pusselchen entschied alle Zweifel mit den Worten: Ich habe Dich lieb!"

Ein Schlauberger.

Erster Bauer: „Was willst Du denn mit der alten kranken Kuh?"

Zweiter Bauer: „Na, unter Automobilisten ist die noch 300 Mark wertf"

Der Lebemann.

Novellette aus dem Berliner Leben von Hans Brennert.

1.

Der Herr Baron hat schlecht geschlafen.

Seine neue Wohnung, die er gestern Abend bezogen, ist unerhört unruhig, und er wird sie wechseln müssen.

Zwar liegt sie in Berlin W. am Hippodrom. Aber die Eisenbahnzüge donnern darüber hinweg. Denn sie liegt — es hat keinen Zweck, es zu verschweigen — unter dem Stadtbahnbogen.

Der Baron ist degoutirt. Als er gestern Abend sich auf dem Heu ausstreckte, das ihm der kleine Stalljunge des nahen Tattersalls zugesteckt, hat er sich gefreut auf den hellen Morgen und die Reiter und die Pferde auf dem stiebenden Sande .... Glänzend lag die Wohnung für einen alten Herrenreiter.

Aber er hat die erste Nacht schlecht geträumt. Von einer Nacht vor zwanzig Jahren, da unten am Kongo, wo er damals auf Elephanten jagte, für die Elfenbeinfirma, und nebenbei Löwen schoß ... Mitten im Schlaf ist er aufgefahren, erschreckt durch Löwengebrüll, aber schon war ihm klar, daß er nicht am Kongo kampiere, sondern im Thiergarten, und der Löwe brüllte im nahen Zoologischen Garten. Das gute Thier hatte Afrika gewiß nie gesehen. Zu lachhaft!

Also das Quartier ist unmöglich. Zwar: er ist ja trainirt und hat schon schlechter geschlafen als diese Nacht in der riesigen Thonröhre. Und er war so zufrieden gewesen, als er sie entdeckte. Schimpfend kriecht er aus dieser Thonröhre und reckt sich gähnend. Doch mit Haltung.

Ueber dem weiten Sande des Hippodroms dämmert es mattblau — die blaue Stunde!

Die blaue Stunde! Seine alte Freundin!

Dünnes, sichtiges Blau webt über dem grauen Platz zwischen den hohen Parkbäumen, deren Wipfelspitzen sich langsam und fein im Frühlicht versilbern. Oben mit leuchtenden Scheiben ein Stadtbahnzug. Er hört die Stimmen der aussteigenden Arbeiter, die über den Perron eilen, an die Arbeit, und dabei ist es eben erst fünf Uhr Morgens. Unglaublich! Arbeit! Er hat noch nie gearbeitet. Ob er es einmal versucht ...? Da nebenan im Tatterfall als Bereiter, Er hätte wieder Pferde, hohe Stiefel, Sporen und würde Trinkgelder bekommen von — von — Seinesgleichen — oder von Nichtfeinesgleichen. —

„Nee, danke!" denkt er. „Lieber Zettel vertheilen!"

2.

Unten an der Spree unter den Büschen macht er Tagestoilette.

In seinem Stromertittel steckt sein altes silbernes Necessaire. Das hat er gerettet aus allen Ueberraschungen seines Lebens. Gott sei Dank! „Bloß nich verludern — bloß nich verlumpen ...!" sagt er und feilt seine Nägel.

Der kleine Boy von gestern Abend kommt aus der Box mit einem Pferde und bewegt es in der frischen Morgenluft.

Der Baron blickt auf die kleine Reitdecke des hochgebauten Vollbluts und auf das Wappen mit der siebenzinkigen Krone darüber. Es ist lange her, seitdem er Gotha gesimpelt. Aber das Wappen! Er kannte mal eine: die siegelte mit dem Wappen.

Der erste Reiter kommt über den Platz. Das Pferd ist gut, der Reiter schlecht. Das Pferd amüsirt sich auf eigene Faust und hebt sich immerzu vergnügt auf der Hinterhand ..... Der Baron ist empört. Den Gaul sollte er mal zwischen den Schenkeln haben. Der ginge wie auf dem Teller .... wie auf dem Teller. Der Magen meldet sich. Er kehrt seinen letzten Nickel in der Westentasche zusammen und nimmt in der Bahnhofswirthschaft den Kaffee.

Als es von der Kirche sieben schlägt, schlendert er stadtwärts durch die bunten Alleen des Thiergartens, eine Cigarrette im Munde ....

Die sauberen Wege, die schönen Brücken, die blitzenden Gewässer und der englische Rasen erfreuen ihn immer wieder.

Er fühlt sich nicht unbehaglicher als ein Schloßherr, der am Herbstmorgen den Park seines Stammschlosses durchschreitet.

3.

Der Baron liest jetzt seine Morgenzeitung. Sie hängt groß ausgebreitet hinter einem Schaufenster der Friedrichstraße.

Der Baron, die schmalen Hände gestützt auf die dicke Messingstange, liest die Renntelegramme, die Kanzlerrede und die Vergnügungsanzeigen.

Jetzt steht er vor dem Schaufenster eines großen Herrentailors. Er stellt fest, daß die Herbstmoden geschmackvoll sind. Er weiß ganz genau, was man dieses Jahr wählen muß.

Er ist sich klar darüber im selben Augenblick, als er sich lebensgroß in dem großen Reklamespiegel sieht, den eine Firma neben ihrer Ladenthür hat anbringen lassen.

Er sieht einen elenden Fünfziger im Spiegelglas, schäbig, abgerissen, unelegant, den Rockkragen hochgeschlagen, die Hände in die Taschen gebohrt, den Filz tief im Gesicht.

Das sieht er mit scheuem Blick. Dann giebt er sich einen Ruck. Die verlebte Gestalt wird straffer, als glitten zwanzig Jahre von ihr herab.

Er biegt nun in die Linden ein.

Er trifft da immer alte Bekannte. Alle sind gut angekommen ....

Sieh da — der Tottleben ist auch wieder in Berlin, hat die Generalstabsstreifen! Von dem kriegt man nun auch noch hundert Mark!

Ob man sie gelegentlich einkassirt? Wozu?

Es ist Mittag. Er hat die Wachtparade zum Schloß begleitet und beschließt, Musik zu hören. Er liebt das Promenadenconcert der Wachtmusik im Lustgarten. Er fehlt keinen Mittag. Ja, Berlin! —

Dann fällt ihm ein, daß im Museum ein neuer Rembrandt hängt, den er noch nicht gesehen.

Er weiß zwar, die Aufseher sind mit seinen Besuchen nie einverstanden. Aber er wird den Rembrandt sehen. Selbstverständlich!

Und er hat auch das Bedürfniß, wieder einmal auf Plüsch zu sitzen.

4.

Der Baron hat dinirt. Oben am Oranienburger Thor ist ein Droschkenkutscherkeller. Da findet er sich jeden Mittag ein. Die Kutscher essen dort, und er beaufsichtigt und füttert die Pferde und ruft die Kutscher, wenn sie eine Fuhre haben.

Es heißt dann: „Alex ist da!" oder „Der Baron ist da...", und er bekommt zu essen.

Immer schieben sie ihm nachher einen Nordhäuser hin: „Na, Baron, immer noch nicht?"

Der Baron aber dankt. Schnaps kommt nicht über seine Lippen. „Alex dankt!" sagen dann die Kutscher und lachen unmenschlich. „Trinkt blos Schampanja!" „Alex ist 'n Lebemann ...." Sie wissen eben nicht, daß er ein Lebemann ist.

Der Baron hat dinirt, ein Glas frisches Bier getrunken, und durch seine alten Knochen strömt Wärme. Er schreitet lebhafter im wundervollen Nachmittag, dessen goldene späte Sonne oben über den Dächern in den kupfernen Drähten flammt.

Die Straße! Enfin, sein erlauchtes Geschlecht ist wieder so weit wie vor fünfhundert Jahren — auf der Straße! Wirthschaft, Horatio!

Wenn man noch einmal so herunter könnte von der Straße — — er hat ja noch nicht gebettelt — !

Lichter flammen auf. Ueber dem Asphalt ein bunter Korso. Die rothen und grünen Signale der Tramways und die spielenden blauen und gelben Wagenlichter der Droschken und der ungethümen Omnibusse.

Der Baron treibt dahin in der schwarzen Menschenwoge, die sich über das Trottoir dahinwälzt, in die Stadt hinein.

Das ist ihm Lebensluft. Hier gehört er her. Ihm entgegen, in der eleganten Menge, die Blechkanne in der Hand, wieder Arbeiter und Ladenmädchen, die nach Norden strömen, in die dunkle Vorstadt mit ihren öden Straßen und düsteren, langweiligen Plätzen.

Es ist, als wollten sie ihn mitreißen, hinaus, wo die letzten Häuser sind — hochmüthig weicht er dem Zuge aus.

Hier gehört er her. Er will bekannte Gesichter haben, Uniformen. Toiletten, schöne Frauen, und im Gehen lauscht er scharfhörig auf die Stimmen vor sich, hinter sich, neben sich, auf silbernes Frauenlachen — ach, er ist noch mit tausend Fäden an die Welt geknüpft, und da dämmert dumpf ein Gedanke in ihm auf: „Man müßte zurück! Man müßte es doch versuchen! Man muß nachdenken! Ja!"

Vor einem hellen Magazin bleibt er stehen. Das ganze Schaufenster scheint ein Boudoir zu sein, das Boudoir einer schönen Frau.

Da liegt schon im kosenden goldenen Licht der Glühbirnen die perlengestickte schillernde Robe, kokett über einen goldenen Barockstuhl geworfen; die schwere lachsfarbene Schleppe fegt weithin das Parkett. Und ringsum auf Divans, Kissen, Hockern und zierlichen Holzbänkchen Handschuhe, lange, durchbrochene Seidenstrümpfe, Mieder, Fächer und Blumen, und da auf dem Boden ein Paar gemalte Schuhe, hastig hingeworfen, als seien sie soeben von einem kleinen Fuß gestreift.

Die große Gestalt des Barons hat eine eleaante Silhouette angenommen. Den schmalen Schädel ein wenig vornüber geneigt, mit der deutlichen Haltung eines Kenners, das linke Auge ein wenig zugekniffen, das rechte ein wenig aufreißend, als wolle er das Monokol einsetzen, so genießt er die Sensation des Interieurs ....

Plötzlich recht und links ein scheues Abrücken der Damen, entrüstete Blicke wie nach einem Schutzmann.

Er begreift. Er ist wie von der Peitsche getroffen, wie damals bei jener Geschichte ... Aber er zuckt mit keiner Wimper. Er tritt mit kaltem Blick zurück.

Nein, in diese Welt giebt es kein Zurück. Die Weiber hatten ganz recht.

5.

Irgendwo schlägt es elf. Die Nachtstunde, wo auf stillen Brücken und am dunklen, hohen Flußufer dunkle, starre Gestalten am Geländer lehnen, die mit dem schwarzen Wasser Zwiesprach halten.

Der Baron starrt hinüber zur taghellen Friedrichsbrücke .... Das Bogenlicht blitzt weiß im schwarzen Wasser. Er horcht in die Nacht. Er denkt nicht — er horcht nur mit weit geöffneten Sinnen auf diese gräßlichen unterirdischen Stimmen, die durch die flackernden Lüfte heranschwingen. Die ihn leben heißen. Die ihn sterben heißen. Die ihn immer rufen. Alle Nacht — um dieselbe Zeit ....

Irgendwo da im Dunkeln in der thürmenden Ferne hockt und grinst und glotzt ein gräßliches Räthselthier und lockt und reizt ihn, daß er kommen soll.

Er wird kommen. Die Stimmen rufen jede Nacht lauter. Es giebt keine Flucht. Nicht einmal den Sprung hier in den kalten Fluß. Wenn man die Rettungsmedaille hat —!

Er wird kommen und ein Säufer werden oder ein Verbrecher wie die anderen, die vor ihm diese Straße fuhren; vielleicht doch noch einmal wieder auftauchen aus der Masse als Schwurgerichtsheld und dann ganz untertauchen als Arbeitshäusler oder Sträfling.

Aus dem Leben gestrichen!

Oder verblöden — langsam verblöden? Nur nicht das!

Noch halten die schwachen Fäden, mit denen er sich an das lustige Leben geknüpft hat — ein Lebemann der Straße.

Ein Lebemann der Straße! Toller Witz das!

Und diese ekelhafte Kälte, bei der einem die Gedanken im Schädel frieren, und auf die man noch gar nicht eingerichtet ist!

Er hält fröstelnd Umschau — da drüben am Ufer hinter dem Zaune stehen Möbelwagen, da wird er in zehn Minuten vorzüglich schlafen .... wenn keine Hunde da sind.

Und morgen wieder: leben.

„Leben und genießen ...."

Mißverständniß.

Klein-Ella aus dem Vorderhaus
Spielt heut' mit Klein-Marie, —
Der Garten gleicht ja alles aus —
Im Garten wohnen die.

Schon groß ist Ella und gescheidt,
Fast acht, wie die sich fühlt!
Sie denkt: „Man weiß doch gern Bescheid,
Mit wem man heut' gespielt."

Mariechen aber ist erst vier,
Ein kleines Dummchen noch,
„Du", fragt jetzt Ella, „sage mir",
Was ist Dein Vater doch?"

Oh, das weiß unser Kleinchen gut:
„Kartoffeln", beichtet sie.
„Ich mein", sagt Ella, „was er thut?"
„Er schimpft", spricht Klein-Marie.

Rothschild's Floh-Sammlung.

Während der gewöhnliche Sterbliche mit dem Besitze von Flöhen im allgemeinen keine reinen Lustgefühle verbindet und meist, je nach seinem Temperamente, mit mehr oder minder großer Thatkraft danach trachten wird, sich der unwillkommenen Insekten zu entledigen, lebt in London ein Mann, der nicht wenig darauf stolz ist, die meisten Flöhe zu besitzen. Das ist Sir Walter Rothschild, der freilich eine intimere Berührung mit seinen Pfleglingen ängstlich vermeidet und den nur wissenschaftliche Interessen mit seiner berühmten Flohkollektion verbinden. Er kann sich rühmen, heute eine Sammlung von mehr als 3000 verschiedenen Floharten sein eigen zu nennen. Aber trotz dieses schönen Bewußtseins, so erzählt der „Gaulois", hatte Sir Walter Rothschild bis vor kurzem seine schweren Sorgen; trotz aller Bemühungen wollte es ihm nicht gelingen, einen echten Fuchsfloh aus den Polarregionen seiner Sammlung einzuverleiben. Bis ihm die Erleuchtung kam. In einer canadischen Zeitung ließ er ein großes Inserat erscheinen, und zu seinem lebhaften Entzücken empfing er vor einigen Tagen auch richtig eine sorgsam versiegelte Flasche, in der drei prächtige Exemplare der so lange vergeblich gesuchten Flohart verwahrt waren. In seiner Freude schickte Sir Walter Rothschild dem canadischen Flohjäger einen Check über $600 für drei Flöhe.

Ein englisches Loblied auf die deutschen Frauen.

Den englischen Frauen hält Frances H. Low in einem englischen Blatte eine strenge Predigt, die in einen Lobeshymnus auf die deutsche Frau ausklingt:

„Zu Deutschlands herrlichsten Besitze gehören die schönen und edlen Frauen. Sie sind aus dem Staatsleben nicht fortzudenken. Als thatkräftige, kluge Mitarbeiterinnen sind sie bei allen Dingen unentbehrlich, echte Vorkämpferinnen des Fortschrittes ihres Landes. Sie sind es, die das künftige Deutschland schaffen, indem sie ihre Kinder von Jugend auf zum väterländischen Pflichtbewußtsein erziehen. Und sie herrschen im Hause, herrschen selbst. Wenn die Einkünfte des englischen Gatten sich steigern, ist das erste Ziel der englischen Frau, ihre eigene Verantwortung zu erleichtern, sie stellt mehr Dienstboten an. Die deutsche Frau aber regiert selbst ihren Haushalt, auch dann noch, wenn der Reichthum ihr keine Schranken auferlegt. Sie wollen ihr Haus nicht von anderen „geführt" wissen, wo Führerin zu sein, sie sich selbst berufen wissen. Die Einfachheit und Würde und Einheit des Willens charakterisiren das deutsche Haus. In keiner Nation der Erde lebt ein so reiner, idealer Familieninstinkt, der sich zu frohem Patriotismus und nationalem Pflichtgefühl erhebt. Die moderne deutsche Frau hat nicht die Lebhaftigkeit der Amerikanerin, den raffinirten Geschmack der Französin, das Fascinirende der Südländerin, aber unter allen Nationen ist sie der größte „Besitz", die Hüterin der Flamme, die Deutschlands Söhne das Vaterland über alles lieben läßt."

Neffe (mit Tante und Onkel spazieren gehend): Sag' mal, liebe Tante, warum seufzt du eigentlich jedes Mal, wenn wir an dieser Ecke vorüberkommen?
Tante: Ach, hier hatte ich mal als junges Mädchen ein Rendez-vous.

Alles zu seiner Zeit.

Marie, mach nie

zu falscher Zeit Hap-

tschieh!!